

Bezugs-Preis
In Geld und Wein 2 R. 50 S.
In Silber 2 R. 50 S.
In Gold 2 R. 50 S.

Halleische Zeitung.

Künzige-Gebühren
Die halbjährliche Zeitungs-Gebühr
für den Haus- und Post-Bezug
betragt 1 R. 50 S.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition
Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Donnerstag 16. April 1896.

Berliner Bureau:
Berlin SW., Bernburgerstraße 8

Zur Kaiserbegegnung in Wien.

Die Wiener Kaiserfeier bilden das ergiebige Seitenstück
zu der Bamberger Monarchenbegegnung, mutatis mutandis darf
daher Alles, was über Begegnung und Tragweite der letzteren
Zusammenkunft in der ersterer Beachtung werthen Drogen
der Tagespresse ausgeführt worden ist, auch für Wien
Geltung in Anspruch nehmen.

Daher die politischen Geschäfte als solchen bei den Zu-
sammenkünften in Venedig und Wien nicht die erste Rolle zu-
gefallen ist, entspricht nur dem Charakter der Ereignisse. Wo
bezüglich aller wichtigeren Tagesfragen eine so erfreuliche
Uebereinstimmung herrscht, wie zwischen den Staatsmännern
des Dreiebundes, da bedarf es in der That keiner orientirender
Konferenzen, um einem Vordereinander der gegenseitigen Fühlung
vorzugehen.

Die gehen auf der Schmelz stattgefundenen Frühjahrs-
parade nahm einen glänzenden Verlauf. Kaiser Franz Josef
erschien um halb neun Uhr auf der Schmelz, wo er die Truppen
abritt, während Kaiser Wilhelm in Schönbrunn zu Pferde
stieg und, von einer glänzenden, nie gesehenen Suite gefolgt,
um neun Uhr auf dem Gregertfeld eintraf. Die Cavalcade
ritt quer über die Schmelz an den rechten Flügel des ersten
Treffens, wo Kaiser Franz Josef bei seinen Kaiserjägern hielt,
dem Kaiser Wilhelm mit geküßtem Säbel entgegenritt und die
Wiedergesellschaftete. Kaiser Wilhelm ritt auf seinem Schimmel,
dener von Berlin mitgebracht hatte, an der Front entlang während
Kaiser Franz Josef um zwei Schritt weiter zurückblieb, so daß
der impulsive Kaiser auf seinem Schimmel für das ganze unge-
heure Feld mit seiner zahllosen Fußwachenmenge, so lange er
die Front der vier Treffen abritt, sichtbar blieb.

Kaiser Wilhelm nahm von den Seiten am Oebelsten Auf-
stellung, und Kaiser Franz Josef ritt an der Spitze seiner
Truppen herbei, führte sie am Deutschen Kaiser vorbei und
stellte sich an der Seite des Kaisers auf. Kaiser Franz Josef
hat gestern zum ersten Male seit Napoleons Leidenbegangnis
im Jahre 1858 wieder persönlich das Kommando der Truppen
übernommen und sie mit gegengem Säbel geführt. Es
marschirten als Ersten die Räger vorbei, denen die Deutsch-
meister folgten, jede Abtheilung unter den Klängen ihrer eigenen
Musik. Die Wosnaken erregten die besondere Aufmerksamkeit
des Kaisers Wilhelm; dann folgten die übrigen Infanterie-
Regimenter und die Artillerie-Bataillionen. Einem Landwehr-
Regiment und der Landwehr-Batterien folgten die Festungs-
Artillerie und die schwere Artillerie mit den Geschützen, dann
zwei reitende Batterien. Als die Artillerie vorbei war, näherte
sich ein Adjutant dem Deutschen Kaiser mit der Meldung, daß
das siebente Husarenregiment „Deutscher Kaiser“ nunmehr
an die Reihe komme. Kaiser Wilhelm ritt seinem
Regimente entgegen und führte es unter den Klängen des
Mazowjanisches vor Kaiser Franz Josef vor-
über, worauf er sich wieder neben dem Kaiser
aufstellte. Nun folgten die Kaiser-Dräger, das erste Lanzen-
regiment und vor Schluß der Train und die Sanitätszüge.
Um dreizehnter 11 Uhr war die Parade zu Ende und die Kaiser
mit der unabhärbaren Suite ritten den Weg von der Schmelz
nach Schönbrunn.

Um halb 1 Uhr fuhr Kaiser Wilhelm zum Dejeuner
in das Offizier-Kafoin seines Kaiser-Regiments, wogegen sich
ungefähr einethalb Stunden aufhielt. Auf dem Coast,
während der Regimentskommandeur, Oberst Strobr ausbrachte,
erwiderte Kaiser Wilhelm:

Den Traditionen Meines erhabenen Großvaters bleibe Ich
treu; mit derselben Liebe, die er für die tapfere österreichische
Armee hegte, bin auch Ich dem Heere Meines erlauchten Bundes-
genossen zugehan. Ich schäme es hoch, daß es Mir heute be-
schieden war, Mein eigenes Regiment dem Kaiser Franz Josef
vorzuführen. Ich bin mir bewußt, der Dalmatier seiner Gefühle
zu sein, welche die hier Anwesenden befehlen indem Ich ausrufe:
Kaiser Franz Josef und seine tapfere Armee, sie leben hoch, hoch,
hoch! eien, eien, eien."

Sodann woghte der Kaiser den Grezitigen des 7. Husaren-
Regiments bei. Dann fuhr er zur Kapuzinergruft und legte
einen Kranz auf den Sarg des Kronprinzen Rudolf. 1/5 Uhr
empfang er den Minister Goluchowski in besonderer Audienz.
Hiernach begab er sich zum Galabieren, welches um 5 Uhr in
der Hofburg stattfand; um 8 Uhr trat Kaiser Wilhelm die
Heimreise an.

Die Leiter der Politik Deutschlands und Oesterreich-Ungarns
haben, wie aus Wien gemeldet wird, gestern die höchsten
Ordensauszeichnungen erhalten, die die Monarchen beider
Reiche zur Verfügung haben.

Deutsches Reich.

\* Kaiser Wilhelm wird auch in diesem Jahre wieder eine
Reise nach Norwegen machen. Sie ist der Zeitung „Nordenstern“
zu Folge aus einer Zeit von nicht weniger denn acht Wochen
berechnet und geht von Bergen, wohin sich der Kaiser von Kiel aus be-
gieht, längs der Küste und durch die Fjorde nach Tromsøen. Von dort
aus geht der Kaiser die Meise nordwärts längs der Küste und das
Nordost umfließend bis Rabas am Abirangerfjord fort. Wie die
genannte Zeitung sagt, was e möglich, daß auch die Kaiserin die
Reise, wenigstens zum Theil, mitmacht. Auf der Sinfahrt über
die Küste Schwedens nicht berühren, doch ist Aussicht, daß er der
nordwestigen Hauptstadt auf der Küstfahrt einen Besuch abstatet.

\* Ueber die Monarchenzusammenkunft lesen wir in
den „S a m b. N a c h t.“:

Der offizielle Telegraph überschwimmt die Zeitungen mit
Telegrammen über die Einzelheiten der Monarchen-Verkehr, es
gibt sich in einer Reihe, die die „Berber-Zeitung“ nicht mit Un-
recht als „widerlichen Postbranzentanzel“ bezeichnet. Von der That
sind diese Berichte, gegen, aus den besten Patrioten und über-
zeugungsoffenen Anhänger der Dreieinigkeit auf die Nerven
zu fallen, ebenso wie die Aussäße, die der offizielle Telegraph
aus den unglücklichsten Irrthümern giebt, wie namentlich
in Wien anlässlich der Monarchenbegegnung über deren
politische Bedeutung geschrieben werden. Wir glauben, daß die
Lebensfähigkeit der offiziellen Propaganda nicht unbedenklich ist,
insofern sie der Presse des und weniger freundlich gesinnten Aus-
lands Angriffspunkte darbietet, die sonst nicht vorhanden sein
würden, und Gesandtschaften erweist, die besser gekostet werden.
Auch ritt, vor den Mund gar zu voll nimmt, den Eindruck her-
vor, daß es mit seiner Sache nicht so glänzend bestellt ist, wie er
glauben machen will. Wir würden es im Interesse des guten
Gesemades und der politischen Nützlichkeit für argwohnen halten,
daß von mahender Stelle den offiziellen Uebereinstimmlichkeiten
ein Zankstempel aufgesetzt wird. Was in der Presse sonst über an-
gelegliche Abmachungen zwischen den Monarchen und ihren Mi-
nistern berichtet wird, trägt den Stempel der Erfindung und es
lohnt nicht, darauf einzugehen.

Der „Samb. Korresp.“ betont offiziös, daß die Frage der
Erneuerung des Dreieinbunds längs als erledigt an-
zusehen sei und erinnert daran, daß kurz nach der Bildung des
Ministeriums Rudin von Rom aus gemeldet wurde, die 1891
verinbarte Erneuerung des Dreieinbunds werde auf weitere
6 Jahre in Kraft bleiben, falls nicht bis Anfang Mai eine
Kündigung von der einen oder anderen Seite erfolge. Aus
dem Umfande, daß die Abrede von 1891 durch beiderseits
Marquis di Rudini getroffen wurde, der auch jetzt wieder der
Leiter der italienischen Politik ist, war schon längst zu
schließen, daß eine Kündigung des Vertrages seitens Italiens
nicht beabsichtigt war. Die Insinuation französischer Blätter,
das Defensivbündnis solle zu einem Offensivbündnis
erweitert werden, sei grundlos.

\* Unterrichtsminister A. D. Wittl. Geh. Rath Dr. v. Rotten-
burg ist mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Unterrichts-
ministeriums zu Bonn beauftragt worden.

\* Staatsminister a. D. Felsbricht tritt heute in sein 80.
Lebensjahr ein.

\* Die dem Abgeordnetenhaus vorgelegte Denk-
schrift über die Aufhebung des Kommunalabgabenge-
setzes giebt über die seit dem 1. April 1895 in den Städten
vorgenommenen Veränderungen des Finanzwesens ziemlich lüden-
lose Aufzählungen. Danach betrug in den 1199 Städten
der preussischen Monarchie während des Jahres 1894/95 der
Finanzbedarf 236,8 Millionen (gegen 206,1 Millionen im Jahr
1894/95). Von dem Finanzbedarf wurden gedeckt durch Ge-
bühren 23,2 Mill. (gegen 19,9 in 1894/95), durch Beiträge
5,3 (4,5), durch indirekte Steuern 18,9 (11,0), durch
Bauplagsteuer 1,1 (0,015), durch Zuschläge zur Betriebssteuer
und besondere Betriebssteuer 1,1 (0,18) Millionen, somit durch
die erwähnten Einnahmen 21,0 Proz. des Finanzbedarfs
(gegen 17,3 Proz. in 1894/95). Auf die Zuschläge zur Ein-
kommensteuer, besondere Gemeindefinanzsteuer, Mieths-,
Wohnungs- und sonstige Aufwandssteuern kamen 104,7 Mill.
(gegen 142,5) oder 44,2 Proz. von dem Finanzbedarf (gegen
69,2 Proz.). Durch die Grund- und Gebäudesteuer wurden
58,9 Millionen (gegen 4,2), durch die Gewerbesteuer
23,4 Millionen (gegen 4,2), somit durch die Realsteuern
82,3 Millionen (gegen 27,7) oder 34,8 Proz.
des Finanzbedarfs gedeckt (gegen 18,5). In 30 (30) Städten betrug
die Belastung der Einkommensteuer 0 Proz., in 470 (221)
1-100 Proz., 884 (804) 101-150 Proz., in 184 (804)

151-200 Proz., in 100 (307) über 200 Proz. In 11 (227)
Städten belief sich die Belastung der Grundsteuer auf 0 Proz.,
in 290 (666) auf 1-100 Proz., in 43 (171) auf 101-150 Proz.,
in 380 (77) auf 151-200 Proz., und in 43 (27) auf über 200
Proz. Die Belastung der Gebäudesteuer betrug in 12 (202)
Städten 0 Proz., in 290 (694) 1-100 Proz., in 446 (173)
101-150 Proz., in 676 (68) 151-200 Proz., und in 44
(29) über 200 Proz., diejenige der Gewerbesteuer in 11 (552)
Städten 0 Proz., in 304 (527) 1-100 Proz., in 461 (61)
101-150 Proz., in 362 (19) 151-200 Proz., und in 29 (6)
über 200 Proz. Die Zahl der Städte, in welchen 1895/96
gegen 1894/95 die Einkommensteuer um mehr als 100 Proz.
niedriger belastet wurde, betrug 96, um 51-100 Proz.: 294
und um 1-50 Proz.: 548; die Realsteuern um 1-50 Proz.
niedriger 255: um 51-100 Proz.: 512, um mehr als 100
Proz.: 323. Höher belastet wurden die Einkommen-
steuern in 84 und die Realsteuern in 29 Städten. In
745 (637) Städten wurden Gebühren, in 207 (186) Beiträ-
ge, in 429 (424) Biersteuer, in 90 (84) andere Verbrauchsabgaben,
in 1005 (786), Luftfahrzeugsteuer, in 1099 (1054) Sühnensteuer,
in 239 (19) Umlagssteuer, in 74 (65) andere indirekte Steuern,
in 43 (2) Bauplagsteuern, in 2 (0) besondere Betriebssteuern,
in 8 (15) besondere Grund-, in 2 (17) besondere Gebäude-,
in 3 (5) besondere Gewerbe- und in 3 (17) besondere Einkommen-
steuer, in 2 (4) Mieths-, Wohnungs- oder sonstige Aufwands-
steuern erhoben.

\* In demselben Augenblick, in dem sich die deutsch-sozial-
istische Reformpartei in Osnabrück eine Niederlage geholt hat
wie sie in Anbetracht einer monatelangen durch mehr als hundert
Versammlungen unterstützten Agitation schwerer kaum ge-
dacht werden kann, beginnt sie in dem Wahlkreise Nuppin-
s Templin, wo der Tod des freistündigen Abgeordneten Bohm
ebenfalls eine Reichstagswahlperiode erforderlich gemacht hat
dasselbe Mandat von Neuem. Wie die „Staatsbürgerzeitung“
nämlich meldet, soll in Neu-Nuppin eine Verammlung statt-
finden, in der von dem Hrn. Zimmermann den Wählern der
Kandidatur der deutsch-sozialen Reformpartei vorgelegt
werden soll.

\* Zur Conventionsfrage. Der „Samb. Corr.“
tritt einen Bericht der „Post“ entgegen, die Frage der Con-
ventionierung der viergrößten preussischen Staatsanleihe mit
denjenigen der Erhöhung der Rentenbestimmungen zu veräußen.
Es wird zunächst daran erinnert, daß das preussische Staats-
ministerium vor längerer Zeit sich dahin schriftlich geäußert
habe, daß die Voraussetzungen für die Conventionsirungen
noch nicht vorhanden seien. Schließlich verweist der „Samb.
Corr.“ auf die Erklärung des Ministers Miquel in der Con-
ventionskommission des Herrenhauses im Mai d. J., daß die Con-
ventionsfrage noch nicht reif sei, d. h., es bestäts eben bei
dem früheren Beschlusse des Staatsministeriums
sein Verwenden.

\* Der Gerichts-Mitarz Jende, bisher in Vordam thätig, ein
Sohn des Gerichtspräsidenten Jende in Dierode, geht nach Oß-
trich, wo ihm die Stelle eines kaiserlichen Gerichts-Präsidenten
übertragen ist.

\* Endlich werden jetzt die festen Meldungen über die
Förderung oder Verägrerung der Haubereiverträge, die
sechshlangemäßig seit Wochen durch die Blätter hinführen, als
erledigt zu betrachten sein. Der „Berliner Korrespondenz“
zufolge hat der Minister für Handel und Gewerbe dem Königl.
Staatsministerium einen Gesetzentwurf über die
Organisation des Handels und die Regelung
des Lehrlingswesens zur Beschlußfassung zugehen lassen.

\* Wie russische Blätter wissen wollen, würde im Mai zu
Petersburg eine Kommission zur Revision des deutsch-russischen
Handelsvertrages zusammentreten. Es soll beab-
sichtigt werden, den Eingangszoll auf verschiedene Artikel
herabzusetzen.

\* Die Nachricht, der Sitz des Vereins zur „Förderung des
Leistungswesens in den Chmarzen“ werde nach Berlin verlegt,
ist dahin zu verstehen, daß die Geschäftsstellen Berlin, Brauns-
berg, Königsberg und Breslau bestehen bleiben, die gemeinsame Geschäfts-
stelle aber in Berlin sein wird, wo seit nahezu 2 Jahren ebenfalls eine Geschäfts-
stelle besteht.

\* Auf dem christlich-sozialen Parteitag, der vor
kurzem in Berlin abgehalten worden ist, äußerte Herr Hof-
prediger Stöder u. A.:

„Es könne an der Thatfache nichts geändert werden, daß die
Konventionen von einer Fortführung der
Sozialreform nichts wissen wollten und die
Arbeiterfrage als eine glatte Maßfrage an-
sehen. Gegenwärtig komme dieser Standpunkt
der Konventionen allerdings nicht so offen
zum Ausdruck, sicherlich werde dies aber dem-
nächst wieder geschehen.“

Es ist nicht recht verständlich, aus welchem Grunde Herr
Hofprediger Stöder den Versicherungen der konventionellen
Sozialreformer, die das Gegentheil der obigen Behauptungen aus-
gesprochen haben, seine Zweifel entgegensetzt, während er selbst
verlangt, daß man seine n Worten unbedingt Glauben schenken
solle. Wir meinen, es liege für Herrn Stöder kein Anlaß vor, mit
so ungleichem Maße zu messen.

\* „Auch du Brutus!“ Das ist die Tonart, in der die
Klagen gewisser Mandatsblätter über den „Abfall“ der
agrarischen Elemente der nationalliberalen Elemente der
nationalliberalen Partei von den „geheiligten“ Interessen der
„Vater“ gehalten sind. „Aur um den Eimen thut's uns leid!“
Die Konventionen hat man ja rettungslos aufgegeben, den
Centrum traut man auch noch „schwarze“ agrarische Klänge zu,
aber die Nationalliberalen? nein, das ist zu viel, auch von
ihnen verlassen zu werden. Man lese nur folgende Klagerede









## Die Anadolische Juno.

12)

Roman von Hans Wachenhusen.

Auch die Gräfin unterſtützte ſie mit derſelben geſellſchaftlichen Routine und beide Damen gaben dadurch den Gäſten den intereſſanteſten Stoff der Beobachtung; die Hausfrau, eine zartſinnige ſenſible Natur mit jener vornehmen Abmeſſung in Worten und Haltung, die Fremde ein Lebensmuth und Lebensluſt athmendes, vollblütiges Weib von etwa fünf und zwanzig Jahren, das dieſen warmen Lebenshauch wie elektriſirend auf Dieſenjenigen übertrug, mit denen ſie eben lächelnd, ihre weißen Zähne äußernd, die deutſche Sprache, freiſich mit öſterreichiſchem Anklang beherrſchend, ſo freundliche Worte zu wechſeln im Begriffe ſtand.

Die Geſellſchaft ſchien in der That das Auftreten dieſer Fremden wie eine Art von Salon-Feuerwerk zu betrachten; man empfand die belebende Wirkung derſelben und einmüthig war es Jedem, wenn er auch Stefan ſo heiter, ſo glücklich ſah, als ſei irgend etwas Verwandtes zwiſchen den Beiden, eine nationale Gemeinſchaft, die ſich im Weſen, in dem ganzen Sichgeben äußerte — ein Umſtand, der namentlich den Damen, die von des jungen Gaſtgebers intimer Beziehung zu der Gräfin gehört, dieſe in milderen verſöhnlichem Lichte erſcheinen ließ; denn das ſo urſprüngliche, ungekünſtelte Weſen der letzteren, die natürliche Lebhaftigkeit, mit welcher ſie ſich in der Unterhaltung gab und nahm, der Reiz dieſes fremdartigen Geſchöpfes, der ſympathiſche Klang ihrer tiefen Stimme, ihr Accent, Alles ließ ihnen momentan den jungen Ungarn entſchuldigbar erſcheinen. Sie waren ja Beide von „da unten“, ſie war eine Kanariotin, was die wenigſten allerdings ſich geographiſch definiren konnten, ſie harmonirten in ihrem Blut, in ihren Lebensgewohnheiten, und die junge Hausfrau — ja wer die Beiden, die Fremde und ſie, ſetzt nebeneinander ſah, in dem regte ſich unwillkürlich ein Mitgefühl für die letztere, aber doch kein freudiges. Man war einig, daß Emmy heute, wie immer, eine hübsche intereſſante junge Frau, daß es aber um ihrer Ruhe willen doch wohl wünschenswerth ſei, wenn die Fremde ſich nicht allzu lange in der Stadt aufhalte.

Auch Gregor war ihr natürlich vorgeſtellt worden, von Stefan ſelbſt und mit den herzlichſten Worten, in denen dieſer ſtets ſo verſchwenderiſch war; und in beſtechender Weiſe hatte ſie ſeine Hand ergriffen, ihm Artigkeiten über ſeine Schweiſter geſagt, ſo daß des jungen Mannes Abneigung gegen ſie vor dem beſtrickenden, warmen Blick ihrer Augen, dem weichen Mollton ihrer Stimme ſich ſänftigte, ja, wie er vor ihr ſtand, er, ein in ſeinem Lebensdrang wenn auch nicht gebrochener doch gehemmter junger Mann, unter dem vollen magiſchen Einfluß ihrer Schönheit, führte er ihre kleine Hand unwillkürlich an ſeine Lippen, und ſie nahm ſeinen Arm und führte ihn zu dem Tiſchchen unter den Blattpflanzen, um mit ihm zu plaudern.

Emmy ſah es und blickte Beiden mit einem nerdoſen Zucken ihrer Geſichtsnerven nach. Auch in ihr hatten, ſeit ſie dieſe Fremde unter ihrem Dache ſah, zwei Empfindungen gekämpft. Auch ſie hatte ſich des Alle gewinnenden Eindruckes derſelben nicht erwehren können, aber gegen denſelben empörte ſich doch die ſich ſchwer verletzt glaubende Gattin, die in dieſem Weibe eine Feindin ihrer Ruhe, ihres Glückes erkannte. Sie litt ſchwer unter ihrem inneren Zwieſpalt, ſie ſah des Gatten Bemühen, dieſen Schatten aus ihrem Herzen zu verſcheuchen, indem er den ſchönen Gaſt ſo ganz ſeinen Gäſten überließ und ihr ſeine Aufmerkſamkeit zu widmen ſuchte, ſoweit es ſeine Pflicht als Hausherr geſtattete, aber ſie glaubte ſich nicht täuſchen zu dürfen. . . . Erſt ſeit ihrer Vermählung hatte ſie die Meiſterſchaft langſam erkannt, mit welcher Stefan unter den vollendetſten geſellſchaftlichen Formen und mit Beherrſchung ſeiner ſtets ſo

verbindlich lächelnden Züge alles zu maskiren verſtand, was in ihm vorging. Sie war dahin gekommen, an der Ehrlichkeit ſeines Herzens zweifeln zu müſſen, hatte in kluger, heimlicher Beobachtung die beſtechende Gewalt ſeines ritterlichen Weſens für andere, die er ja auch über ſie geübt, tariren gelernt, und damit hatte dieſe auch ihre Gewalt über ſie verloren. Und doch hatte biſher in der Summe ihrer gewonnenen Ueberzeugung das Eine und Wichtigſte noch gefehlt, was man ihr noch verborgen gehalten — die ganze Kenntniß ſeiner und ihrer finanziellen Lage.

Was die Fremde betraf, erſchien es ihr entweder als Taftloſigkeit oder als Mangel an Rückſicht und Aufrichtigkeit, daß er ſie erſt zu ihr geführt, als ſie durch Zufall von ſeinem öffentlichen Erſcheinen mit ihr gehört, aber Taftloſigkeiten beging er niemals, und ſo blieb denn der Verdacht in ihr, trotz dem unbefangenen hingebenden Weſen dieſes Weibes, das jezt ſelbſt den Bruder gewonnen.

Mrs. Lea war, eines Unwohlſeins halber, erſt als die Letzte erſchienen. Emmy hatte ſie ſehr vermißt. Als ſie aber auch dieſe bald nach ihrem Erſcheinen in ſo angelegentlichlicher Unterhaltung mit der Gräfin geſehen, trat der Unmuth auf ihr Anſich und als Mrs. Lea jezt ihren Arm nahm und mit ſo warmem Intereſſe von der letzteren ſprach, fühlte ſie ſich ſchmerzlich vereinsamt inmitten ihrer Gäſte. Sie hätte die Geſellſchaft verlaſſen mögen, um in ihre Zimmer zu eilen, ihr Herz krampte ſich zuſammen, ſie fühlte ſich gekränkt durch Alle, ſelbſt durch Lea, fühlte ſich der Fremden zu Gunſten ſogar vernachläſſigt und dennoch mußte ſie bleiben, die zuvorkommende Wirthin ſpielen, während Alles ſich um dieſe Sonne drehte.

Man ſpeiste von mehreren Buffets, wie Stefan dieſes in ſeinem Hauſe liebte. Emmy hatte die Aufgabe, ſich an einem der kleinen Tiſche von den beiden fremden Herrn unterhalten zu laſſen, die ihr als öſterreichiſche Finanzmänner vorgeſtellt worden. Sie waren ihr Beide gleich unſympathiſch, ſie wußte nicht warum; denn ihr von den Verkaufsvorſchlägen derſelben zu ſprechen, war Stefan noch nicht eingefallen; er ſprach überhaupt nie von Geld- und Geſchäftſachen. Sie erſchienen ihr ſo fremdartig in Sprache und Weſen, dieſe beiden Männer mit ihren gebräunten Geſichtern und den ſchmerzen goldenen Uhrketten. Sie hatten zwar äußerlich etwas Kavalierrmäßiges, aber ihre Unterhaltung ließ ſie den feinen Taft vermiſſen und das ſteigerte ihre Unruhe, da namentlich der Eine dem vor ihm ſtehenden Champagner übermäßig zuſprach.

Stefan mochte dieſes von ſeinem Tiſch aus bemerken; er trat zu ihr mit einem heimlichen, mißtrauiſchen Blick auf die beiden Herren und wechſelte lächelnd mit ihnen einige Worte in ungarischer Sprache.

„Verzeih!“ beugte er ſich zu Emmy. „Es iſt nichts, was Du nicht hören ſollteſt! Die Gräfin rief mir eben zu, ſie vermiſſe Dich. Es ſei ein Plaß an ihrem Tiſche frei. Wenn Du erlaubſt, nehme ich den Deinigen ſo lange.“

Emmy erhob ſich willenlos, zufrieden, ihren Plaß wechſeln zu können; denn dieſe beiden Männer mit ihrem grob gefirnigten Auftreten gehörten nicht in ihren Salon, ſie fühlte es.

„Du ſiehſt ſo bleich aus, Emmy,“ flüſterte ihr Gregor zu, der, begeistert von der Unterhaltung mit der Gräfin, die er eben verlaſſen, am Buffet ſtehend, ein Glas Champagner geleert, ſo daß ſeine Wangen wieder die beiden bedeutſamen rothen Flecken zeigten. Sie antwortete nicht, ſah auch nicht, wie Mrs. Lea, als ſie an dieſer vorüberkam, ſie ſo eigenthümlich anblickte.

Die Gräfin Bozaris, von einigen Kavaliern umgeben, ſtreckte ihr mit Herzlichkeit den bis zur Schulter entblößten runden klaſſiſch geformten Arm entgegen.

„Ich vermiſſe Sie, ſchöne Frau!“ rief ſie in ihrer frei müthigen Weiſe. „Die Herren da werden mir auch langweilig mit ihren Komplimenten.“ Sie erhob ſich, legte vertraulich den Arm in den Emmys und ſchritt mit ihr zwiſchen den Tiſchen hindurch in den kühleren Nebensalon. „Ich habe ja das Re-

bürfnis, mit Ihnen zu plaudern, Sie ein wenig zu erheitern; denn Sie scheinen so angegriffen. Ich hat ja Herrn von Dorog, um meinethwillen Sie ja nicht mit einem solchen Empfang zu belästigen, aber die Männer sind rücksichtslos. Ich reife lieber durch die Welt aus Langeweile, um der einer Ehe zu entgehen, die man in meiner Heimath allerdings anders versteht. Was sage ich: Heimath! Ich bin ihr, fast ein Kind noch, entlaufen, eine Mutter habe ich nicht gekannt, meinen Vater hatten sie ins tiefste Asien in die Verbannung geschickt, um sein Vermögen zu konfiszieren. Ein Jahr lang wurde ich in einem Klosterdorf des Berges Athos versteckt. Meine Erziehung erhielt ich danach in Neapel und in einem Kloster vor Paris, mein Vormund war bis vor einigen Jahren eine hohe Persönlichkeit am napoleonischen Hofe, meine Beschützerin eine hohe Dame an demselben, die mich und mein Vermögen frühzeitig an einen Roue auspielen wollte. Von ihr habe ich wenigstens die hohe Schule des Lebens kennen gelernt, und wenn ich der engeren Welt, die sich nur um ihren häuslichen Herd bewegt, etwas abenteuerlich erscheine, nun jedes Geschöpf lebt ja eben in seinem ihm zugehörigen Element, und das meinige ist . . . die ungebundenste Freiheit!

Sie sprach das mit einer solchen Offenheit, lächelnd mit dem Fächer tändelnd, und hielt es für absichtslos, als Emmy bei einer Wendung seine Arm aus dem ihrigen zog und sie willig anderen Damen überließ, als sie sich in so intimer Weise an der Seite der Fremden von Stefan beobachtet sah, der eben die beiden Herren verlassen und eine der jungen Damen an seinen Arm in den kleinen Musiksal führte, woher einige Sekunden später ein Präludium auf den Tasten des Instrumentes erschallte.

Emmy mit ihrem zarten Empfinden, das durch die nervöse Aufregung der letzten Zeit fast ein krankhaftes geworden, fühlte sich nach dieser Unterhaltung angegriffen, sie fand nicht gerade etwas Unweibliches in der Weise und der Sprache dieses jungen Weibes, aber doch etwas, das sie kalt berührte. Eine Frage hatte sie wohl auf der Zunge gehabt, nämlich nach dem Beginn ihrer Bekanntschaft mit Stefan, aber ihr war dieses Vorhaben unpassend erschienen. Sie that jetzt, als lausche sie den Klängen des Piano, und folgte der Gräfin einige Schritte, die sich mit Anderen zum Musiksaal wandte und dabei den Arm eines der Herren annahm.

Während sie unbeachtet zurückblieb, trat Gregor, etwas erregt vom Champagner, zu ihr.

Ein famos Weib! rief er, und Emmy nickte ernst schweigend.

Nur diese beiden Herren aus Oesterreich gefallen mir nicht! Der Eine mit dem Gesicht eines wohlgenährten Pfaffen betrinkt sich am Buffet, als wäre er im Wirthshaus. Ihre Namen habe ich bei der Vorstellung gar nicht verstanden. Beide sind mir stark erotisch, und die berbe Intimität, die sie gegen Stefan zeigen, ist bei uns hier doch nicht am Platz. Auch die Gräfin behandelt sie mit einer gewissen Geringschätzung; ich sah, wie sie die Nase rümpfte, als der Eine ihr seine Unterhaltung aufdrängen wollte. Sie hat wirklich eine souveräne Manier, Zubringliche abzuweisen. Wie denkst Du denn aber darüber? Bleibt sie noch längere Zeit hier, und wird sie in Deinem Hause verkehren? Sie würde einen freien Ton in dasselbe bringen, der . . . Wäre ich gesund, ich würde auch mich gern vor ihren Siegeswagen spannen, so aber bin ich zu platonischer Bewunderung genöthigt und also einigermaßen Moralist, so weit es unsere Familie betrifft.

Mrs. Lea trat eben zu ihnen. Sie zeigte noch immer ein etwas leidendes Gesicht, als zwinge sie sich, der Freundin in den Honneurs zur Seite zu stehen und hätte sich wenig an der Unterhaltung betheilig. Auch sie blickte Emmy mit so apatischer Theilnahme an, schwieg aber, um den musikalischen Vortrag nicht zu stören, und da trat auch Stefan aus dem Musikzimmer.

Ich hatte so wenig Gelegenheit, mich um Dich zu kümmern, sagte er, zärtlich den Arm um Emmys Nacken legend. Es ist auch ein Mißverhältniß in der Gesellschaft, da mehrere Damen, die wir eingeladen, abgehen ließen, und die Herren vernachlässigen die Anwesenden um der Gräfin willen. Nimm Du Dich ihrer doch mehr an, Gregor! rief er diesem zu. Ich kann doch nicht Allen den Hof machen. Auch die Gräfin hat sich erboten, uns einige rumelische und anadolische Lieder zu singen, ich bin gespannt auf den Eindruck, den sie machen werden. Sie hat ein mächtiges, tiefes Organ.

Sie wird uns sehr erfreuen, erwiderte Emmy.

Ein müdes Lächeln begleitete die Worte.

Willst Du nicht so aufmerksam sein? fragte Stefan. Er deutete auf das Musikzimmer und wollte ihr den Arm reichen.

Erlass mir's, Stefan! bat sie. Um es Dir zu gestehen. Die Baronin Erleben und einige andere Damen empfahlen sich bereits, wie ich sehe. Sie schienen ein wenig verlegt durch das Benehmen, namentlich des einen fremden Herrn.

Sie deutete in den Hintergrund des Salons, wo auf der Ottomane unter den Blattpflanzen der Dicke mit dem Pfaffen gesicht ganz ungerührt zu schlafen schien.

Er ist Serbe oder Grieche, so sagte man mir, fiel Gregor hinblitzend ein. Man sollte ihn für einen Schweinehändler halten, murmelte er entrüstet. Hast Du wirklich Geschäftliches mit den Beiden vor? wandte er sich unmutig an Stefan.

Ich kann nur bedauern, antwortete dieser, die Stirn kräuselnd. Nur schuldige Rücksicht für die Empfehlung, die sie mir brachten. Ich werde den Diener beordern, Niemand wird es jetzt bemerken.

Er entfernte sich eilig und verdrossen durch die Seitenthür des Salons, während Gregor zu dem Schlafenden schritt, als wolle er ihn wecken.

D, ich wollt, es wäre vorüber! seufzte Emmy.

Und da eben hub eine volle, wirklich mächtige Altstimme im Musikzimmer ein melancholisches Lied an, die Gräfin Bogzaris, die sich an das Piano gesetzt. Sie sang eine jener eigenthümlichen, schwermuthsvollen Weisen, an denen die Stämme des Balkan so reich, eine Melodie, welche in grellem Wechsel mit dem soeben verklungenen Ardit-Walzer auf die Hörer und selbst auf Emmy eine eigenthümliche Wirkung übte, denn diese horchte, die Stirn gefenkt, bis die Stimme schwieg, und ein Murmeln der Bewunderung aus dem anderen Zimmer drang.

Ich verstehe sie nicht, dieses Weib, flüsterte sie vor sich hin, aber die Gräfin selbst riß sie aus dieser nervösen Stimmung, denn nach einem hellen Lachen begann sie einen französischen Chanson, der in ihrem Ohr ein Mißklang und ihr so frivol ins Herz schrillte.

Ein Kind der Freiheit, so nannte sie sich, sagte sie, den Kopf schüttelnd. Es ist Zeit, denn ich fürchte. . . She is not ladylike, vernahm sie Leas Stimme neben sich, und das war das Wort, das auch ihre Empfindung ausdrückte.

Urpöthlich verstummte das Lied. Lachend schritt die Gräfin, als suche sie nach Luft, durch die Thür des Musikzimmers herein in den Salon, als eben der Diener unbemerkt den noch Schlafrunkenen zur Nebenthür hinausgeleitet, zu der ihm Stefan mit einer gewissen Besorgniß gefolgt war. Dieser kehrte jetzt zurück, um der Gräfin als Wirth seinen Dank zu sagen, und führte bei dieser Gelegenheit ihre Hand an seine Lippen, ihr in fremder Sprache einige Worte sagend, die sie, Emmy nicht gewährend, in ihrem Uebermuth verleiteten, ihm mit dem Fächer einen leichten Schlag auf die Wange zu geben. Starr, regungslos sah es Emmy, dann griff sie unwillkürlich nach Leas Arm, als bedürfte sie der Stütze. Sie fuhr sichtbar zusammen, als die Gräfin, sie suchend, ihr die Hand reichte, um ihr, sich verabschiedend, in ihrer überschwenglichen, heißblütigen Weise ihren Dank für so lebenswürdigen Empfang zu sagen. Kein Wort kam über Emmys bleiche Lippen, ihr Auge starrte die Fremde gläsern an, so daß diese stutzte. Indeß mit ihrer Weltgewandtheit schaute sie lächelnd umher, auf die ihr aus dem Musikzimmer folgende Gesellschaft, nahm wie eine Königin die Abschiedshuldigungen der Kavaliere entgegen und rauschte aus dem Salon.

Ich täuschte mich nicht, hauchte es von Emmys Lippen, als sie den Gatten dem schönen Gast an der Thür noch einmal seine Artigkeiten bringen sah. Es war ein böser Abend. . . . Wäre er nicht gewesen!

Mit mühselig erzwungener Fassung, ein künstliches Lächeln auf ihrem blutlosen Antlitz, entließ sie auch die übrigen Gäste, bis sie endlich allein, war denn auch Lea hatte sich nützlich zu machen gesucht, und Gregor hatte sich mit einem: Gute Nacht, Emmy!, das sie kaum gehört, schon mit den Gästen entfernt.

Ein Gefühl tiefster Beschämung war es, mit dem sie in einem Sessel zusammenbrach und die Wange in das Taschentuch lehnd, auf das von dem Lustreglanz so grell beschienene Parket schaute.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

**Raubvögel.**

Von Bruno Sperani.

Autorisierte Uebersetzung von M. von Locella (Dresden).

In dem kleinen halbdunklen Stall saß auf dem Krippenrand so nahe seinem Pferde, daß er es streicheln konnte, Giacomo Aspeti und hing seinen trüben Gedanken nach. Sein mageres Bauerngesicht, auf das durch die halboffene Thür ein schwacher Lichtreife fiel, hob sich faßl von dem dunklen Hintergrunde ab. Leiden und Entbehrungen waren auf die sorgenvolle Stirn geschrieben, auf die hohlen Wangen, die müden umränderten Augen, die blaffen, festgeschlossenen Lippen.

Von Zeit zu Zeit murmelte er zusammenhängende Worte. „Auch das . . . auch das noch . . .“, dann nichts, nichts mehr!“

Er schüttelte sich, seine Blicke schweiften über den Stall und hafteten dann auf dem Pferde, das ruhig fraß. Er drückt von seinem Glend, verzweifelt, murmelte er wieder: „Es hilft nichts!“

Als er leuchtete, wandte das Pferd seine Augen zu ihm, und sein fragender Blick schnitt Giacomo ins Herz. Fast schluchzend rief er:

„Brauner! Armer Brauner! — auch Du!“ . . .

Und es schien, als ob das Pferd den trostlosen Sinn dieser Worte verstände, denn es streckte, nach einer Lieblosung verlangend, die Schnauze seinem Herrn entgegen . . .

Er mußte es verkaufen! Vor drei Jahren hatte er die „Schwarze“ losgeschlagen müssen, eine kleine Kuh mit spitze Schnauze, ein prächtiges Thier, das eine köstlich fette Milch gab, die reine Sahne. Sie war der Stolz der Familie, der Liebling aller gewesen, aber man mußte sie hergeben, um die Steuern zu bezahlen.

Die schlechten Ernten, Krankheiten, die kleinen Kinder — drei starben in einem Jahr — hatten ihn so heruntergebracht, daß er in zwei Jahren keinen Pfennig Steuern bezahlen konnte, so daß Alles gepfändet wurde und der Steuereintnehmer drohte, ihn und die Seinen, ob gesund oder krank, auf die Straße zu werfen — So hatte das gute Thier sie damals gerettet. Aber zwei Jahre später war er wieder so weit, wieder ohne einen Heller, wieder voll Schulden! —

Da war die Reihe an den Esel gekommen, den er verkaufte. Jetzt blieb ihm nur das Pferd. Und dann? Nichts mehr, nichts als das nackte Glend, der Hunger, das Krankenhaus . . .

Das Schlimmste war, daß er diesmal selbst auf den Markt gehen mußte, um einen Käufer zu suchen. Das kostete einen Tag und neue Auslagen.

Und dann wußte man nicht, wie man damit ankam! Annamaria sagte immer, daß er zu schüchtern, zu gutmüthig wäre, und sich vom Ersten, Besten übers Ohr hauen ließe.

Annamaria hatte Recht. Er konnte nicht reden, sich nicht wehren. Aber da war nichts zu machen.

Er leuchtete tief; von neuem drängte sich das Pferd an ihn mit einem so menschlichen Ausdruck, daß es ihm nahe ging.

Unterdessen war es Abend geworden. Tonio, sein Kleiner, erschien auf der Schwelle des Stalles und sagte:

„Das Essen ist fertig, Vater, Mutter ruft Dich.“

„Hol erst einen Eimer frisches Wasser für das Pferd.“

Der Junge nahm den Eimer und lief zum Brunnen, während Giacomo eine Laterne an der Wand anzündete und aus einer Ecke einen Arm voll Heu brachte. Als Tonio mit dem Wasser zurückkehrte, ließ er das Pferd laufen und blieb bei ihm stehen. Auch Tonio blieb da, wie alle Abende, und doch mit dem unbestimmten Gefühl, daß es heute nicht wie sonst sei und das düstere Schweigen des Vaters einen Grund habe.

Zuweilen hob das Pferd seinen Kopf, wieherte und betrachtete seinen Besitzer, dann senkte es wieder seine Schnauze in das frische Wasser. Vielleicht wußte es auch, daß Etwas voring. Der Duft des reichlicher als sonst ihm vorgeschütteten Heues entlockte ihm noch ein Wiehern.

„Geh und bring noch etwas Stroh, daß wir's ihm unterbreiten,“ befahl Giacomo dem Sohn. Und diesen Augenblick benutzte er, um sich heimlich die Thränen zu trocknen, die über seine Wangen rannen.

In der Küche kochte in dem alten Topf eine magere Kohlrüppe. Annamaria hatte ein wenig Polenta über der Gluth gebrätet. Nina und Nandino hockten am Feuer und saßen gierig den Geruch der Suppe ein. Die alte franke Mutter Giacomo's

lag auf einem Strohsack in dem unruhigen Halbschlummer eines Schwerkranken.

Giacomo setzte sich vor die Schüssel mit Kohl und Polenta, die Annamaria für ihn bereitet hatte; sie selbst setzte sich daneben, aß aber nur eine Schmitte Polenta.

Das Uebrige wurde den Kindern gegeben, die sich alle zusammen um den Topf kauerten.

„Bist Du beim Herrn gewesen?“ fragte Giacomo leise seine Frau. — „Ja . . . ich war da.“ — „Nun?“ — „O, nichts weiter.“ Er zeigte mir, daß wir zweihundert Lire schuldig sind, und sagte, die müsse er wohl dran geben.“ — „Ja, das glaube ich auch, wenn er uns nicht die Haut vom Leibe nehmen will.“

Er sagte nichts mehr, die Herdflamme flackerte. Die Kinder fragten mit ihren Holzlöffeln in der leeren Schüssel.

„Du machst zu schnell . . . Du ißt alles, Du!“ — „Ich? Ich habe doch nur drei Löffel vollgenommen!“ — „D — es ist nichts mehr drin . . . O Mutter, Mutter,“ rief weinend die Kleinste, — „sie haben mir alles fortgegeben! Das thun sie immer!“ — „Aber nicht doch!“ — „Still! Komm her, Nina, ich gebe Dir von Meinem.“

Die Kleine, ein hübscher Blondkopf ließ sich das nicht zwei Mal sagen, und der Vater gebot seinem Magen Schweigen, um das Kind zu sättigen. Annamaria gab unterdessen der kranken Alten etwas von der Milch zu trinken, die ihr die Nachbarin für einige Dienstleistungen abgelassen hatte.

Als Alle ihr spätkliches Mahl genommen hatten, schickte sie Annamaria zu Bett, damit Giacomo früh aufstehen und bei Zeiten auf dem Markt sein könne. Sie selbst wusch noch das wenige Geschir auf und ergriff dann den Stock, um wie alle Abende, die Wache im Stall des Herrn zu übernehmen.

Der Tag war kaum angebrochen, als Giacomo mit seinem alten Pferd auf dem großen Markte anlangte, dennoch waren ihm schon einige Andere zuvorgekommen. Auf dem für den Pferdemarkt bestimmten Raum standen einige Händler, gewandte pfiffige Leute, die jede Gelegenheit im Fluge zu ergreifen wußten. Giacomo, der in Geschäftslachen gänzlich unerfahren war, trug in Miene und Haltung die größte Unsicherheit und Aengstlichkeit zur Schau. Es dauerte denn auch nicht lange, so traten Einige auf ihn zu, fragten ihn aus und prüften sein Pferd. Weshalb er das Thier losgeschlagen wolle, das noch so jung und kräftig schiene? Ob es einen Fehler, eine Krankheit habe? Ob es vielleicht lahm sei oder scheu?

Und sie ließen das Pferd auf und ab traben, ohne auf die Antworten des Bauern zu hören. Andere gesellten sich hinzu, redeten und lachten laut. Schon halb verwirrt durch die vielen Stimmen, lief Giacomo immer hinter seinem Pferde her, als ob er es schützen wolle.

Nun näherten sich ihm zwei Männer, wenig Vertrauen erweckende Gestalten, mit lose ungehangenen weiten Mänteln, die breitrandigen Filzhüte tief auf die gebräunte Stirn gedrückt.

„Ich bin Balbassar, der erste Pferdehändler hier,“ sagte mit Selbstbewußtsein der Eine, anscheinend der Herr des Andern. „Dies ist mein Compagnon. Was hier an besseren Geschäften abgeschlossen wird, besorgen wir Beide. Wenn Ihr also Euer Pferd verkaufen wollt, so werden wir es übernehmen.“

Als er den mißtrauischen Bauer unentschlossen sah, erging er sich in schmeichelhaften Bemerkungen über das Pferd.

„Wahrhaftig, ein schönes Thier. Keines von den jüngsten mehr, aber man kann ja nicht immer jung bleiben, und dann, ein älteres Thier ist auch um so sicherer. Und Fehler hat es keine? Ja, das sieht man gleich. Hört nur nicht auf die dort, die es für ein Butterbrod haben möchten. Wieviel verlangt ihr denn, wenn man fragen darf?“

„Hundertundzwanzig Lire,“ antwortete etwas beruhigter Giacomo.

„Um, so hundertundzwanzig Lire, ein schöner Preis. Aber einerlei, wenn Ihr es verkaufen wollt, so vertraut mir nur. Ich werde das besorgen, verlaßt Euch darauf, man muß nur nicht nachgeben, keine unnütze Angst zeigen, sein Hab und Gut loszuwerden, sondern auf seinen Preis halten.“

„Geda Ihr, Mann! Wollt ihr siebzig Lire für Euer Pferd?“ rief einer der Kauflustigen. „Mehr bekommt Ihr doch nicht oder was darüber ist, geht Euch in Speßen auf. Bedenkt siebzig Lire sind ein schönes Geld!“

Erschreckt durch das niedrige Angebot und gleichzeitig beeinflusst durch die scheinbar ehrliche Warnung des Sprechers, kam Giacomo nicht gleich zur Antwort.

### Vom Büchertisch

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Staugen's illustrierte Reise und Verkehrs-Zeitung** veröffentlicht in ihrer am 15. April erschienenen Nummer interessante Mittheilungen aus einem Privatbriefe, in dem über das Schicksal der deutschen Offiziere berichtet wird, die neuerdings wieder als Infanteristen nach China gegangen sind. Außer artikeln über die Berliner Gewerbe-Ausstellung über das aus Anlaß der ungarischen Millenniumsfeier geschaffene Kolossalbild „Der Einzug der Magyaren“ von Arpád Festy, aus dem eine Scene in einem ganzseitigen Holzschnitt wiedergegeben wird, enthält die Nummer eine reich illustrierte, fesselnd geschriebene Reisebilderung „Nach Oudna bei Tunis“ von Lanera. Ebenfalls von zahlreichen Bildern begleitet ist ein Gedicht „Rom“ von M. von Masson, mit dem das Feuilleton eingeleitet wird, das außerdem noch eine heitere Eisenbahngeschichte: „Der unheimliche Reise-fährte“ von C. von Kropff enthält. Verkehrs- und Vermischte Nachrichten, Segelstie u. s. w. reihen sich in gewohnter Weise an.

— **Der Frühling hält seinen Einzug**, freudig begrüßt von allen Menschen, besonders von den Naturfreunden, denen es nun wieder möglich wird, ihren Liebhabereien im Freien nachzugehen. Der eine pflegt seine Lieblinge im Hausgarten und auf dem Balkon, ein anderer richtet die Vogelheide, den Taubenschlag u. s. w. für den Sommer her, der Aquarien- und Terrarienfrend kann seine Streifzüge beginnen, um Reptilien, Amphibien und geeignete Pflanzen zu sammeln, der Naturalienjäger richtet sein Fangzeug her, um die Schmetterlings- und Käserammlung zu bereichern oder Schnecken, Mineralien, Muscheln zu sammeln. Da ist ein guter zuverlässiger Berater erwünscht, der sich denn auch in der reichhaltigsten und besten Weise in der illustrierten Zeitschrift „Natur und Haus“ darbietet, von der die drei neuesten Hefte vor uns liegen, die durch Fülle des Inhalts in Wort und Bild überraschen. Von den vielen, meist der praktischen Nützlichkeits dienenden Aufsätzen seien besonders hervorgehoben: Farben und Gestalt-Ranarien. Von Frz. Döfl. — Insektarien. Von C. Müller. — Geschlossene Zimmeraquarien. Von M. Hespödrffer. — Einheimische Stauden für den Garten. Von D. Maßias. — Die Kalksteine. Von S. Morich. — Spaniens Reptilien. Von A. Schöy. — Das Sumatra-Puhn. Von J. Burgard. Die Pflanzung eines Hochstammes und die Pflege desselben in den ersten Jahren. Von A. Bab. — Kleine Mittheilungen und ein reichhaltiger Briefkasten. — Jeder Naturfreund lasse sich ein Probeheft vom dem Verlag von „Natur und Haus“, Berlin SW. 46 kommen. Der Preis für ein Vierteljahr beträgt nur M. 1.50.

— **Der Ornamentenschatz**. Ein Musterbuch stilvoller Ornamente aus allen Kunstepochen, bestehend aus 100 Farbentafeln in prächtigem Farbendruck nebst reich illustriertem erläuterndem Text. Das Werk erscheint in 24 Lieferungen à 1 Mark im Verlage von Julius Hoffmann, Stuttgart. Schon wieder, nach kurzer Zeit, ist es nöthig, eine neue dritte Auflage dieses anerkannt vortrefflichen Werkes herauszugeben wohl der beste Beweis für seine große Brauchbarkeit. In historischer Reihenfolge zeigt der „Ornamentenschatz“ auf musterhaft ausgeführten Farbendruck die Entwicklung des faroigen Ornamentens von seinen Anfängen bis auf unser Jahrhundert. Das Werk bildet somit eine uner schöpliche Fundgrube von Motiven aller Zeiten und Stiltarten. Jede Tafel wird von einem erläuternden Text begleitet, der in knapper Form das Charakteristische der einzelnen Stile darlegt und so zum Verständniß der einzelnen Kunst-Epochen wesentlich beiträgt. Das Werk ist seit Jahren ein unentbehrliches Hülfsmittel für Architekten, Maler, Zeichner Lehrer und Schüler der gewerblichen Schulen, Lithographen, Graveure, Juweliere u. s. f., sowie auch für kunstfertige Dieltanten. Um dem neuesten Zeitgeschmack Rechnung zu tragen, wird diese 3. Auflage um 15 neue Tafeln vermehrt werden, die vorzugsweise den Kunststilen des vorigen Jahrhunderts (Barock, Rokoko, Jopstil, Empire) gewidmet sind. Die neue Auflage, von der Heft 1-3 vorliegt, wird binnen Jahresfrist komplet sein, und sei Jedem, der sich aus Beruf oder aus Liebhaberei für ornamentale Kunst interessiert, bestens empfohlen. Der erstaunlich billige Preis dieser prächtigen Publikation ermöglicht es ja auch minder Bemittelten, darauf zu abonniren.

**Ludwig XIV.** in Bild und Wort. Mit ca. 550 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Karikaturen u. Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern damaliger Zeit von Emil Bourgeois, übertragen von D. Marschall von Bieberstein. 1. Lieferung. Verlag von Heinrich Schmidt und Carl Günther in Leipzig.

**Der Kaufmann auf der Höhe der Zeit.** Von C. S. Schöffing. Ein Lehrbuch in 6 Abschnitten mit einem Anhang: Verdeutschung kaufmännischer Fremdwörter nebst Regeln und Wörterverzeichnis für die deutsche Rechtschreibung. 15. völlig neu bearbeitete Auflage. Verlag von C. Neuenhardt in Berlin.

**Bimetallistische Monatschrift.** Organ des Deutschen Bimetallistenbundes. 1. Jahrgang. Heft 10 und 11. Verlag von Herrn. Waltherr in Berlin.

**Annalen des gesammten Versicherungswesens.** Nr. 15. Verlag von Füstel und Götzel in Leipzig.

„Gebt wenigstens hundert.“ sagte er und that jenem einen Schritt entgegen. Der Makler aber ergriff seinen Arm und hielt ihn fest mit Gewalt zurück.

„Was fällt Euch ein? Wenn Ihr so rasch einwilligt, giebt er Euch noch nicht einmal die siebzig Lire. Ihr müßt auf Eurem hundertundzwanzig bestehen, zum Teufel, zum Nachlassen ist noch lange Zeit.“

„Wollt Ihr die siebzig, oder nicht?“ begann der Händler wieder, „keiner bezahlt Euch mehr und Ihr werdet noch viel weniger zu Hause bringen, wenn Ihr bis zur letzten Stunde wartet.“

„Sagt hundert Lire und das Pferd ist Euer.“ erwiderte Giacomo, der sich diese Ziffer in den Kopf gesetzt hatte. Der Händler aber ging weiter.

„Wollt Ihr mich nicht für Euch handeln lassen?“ fragte Balbassar mit lauernden Blicken.

Giacome überlegte. Der Preis von hundertundzwanzig Lire war zwischen ihm und Annemarie verabredet worden mit der Bedingung, ihn bis auf hundert nachzulassen. Was würde sein Weib sagen, wenn er jetzt nur siebzig heimbrächte und der allererste Käufer ihm gleich recht gewesen wäre!

Der Makler fuhr fort, zu drängen.

„Nun meinestwegen.“ gab Giacomo mit gepreßter Stimme nach, „ich will Euch vertrauen, aber vergeßt nicht, — ich bin ein armer Familienvater!“

„Es wird Alles zu Eurem Besten geschehen.“ versprach der Andere und ging gerade auf den Händler zu. Als dieser ihn sah, fuhr er ihn grob an, der Makler blieb nichts schuldig, und nun folgte einer jener Auftritte, die unter Leuten dieses Schlags nicht selten sind: zuerst scheint es, als ob sie sich die Kehlen abschneiden wollten, und dann gehen sie, einen Liter Wein zusammen zu trinken. Dasselbe geschah auch hier, und der Bauer mußte mitkommen und schließlich die Rechnung bezahlen. Es war ein frostiger Morgen und in der Wirthsstube saß man behaglich so wurde es später und später, nach dem Wein wurde Brod Käse bestellt . . . und dann noch einmal Wein.

Als sie wieder ins Freie traten, ließ man das Pferd von Neuem traben, von allen Seiten schrie und redete man durcheinander. Giacomo war schon halb betäubt und vollends verblüfft, als er sich plötzlich nach allem Streiten, ganz allein mit seinem Pferde sah. Balbassar hatte noch andere Geschäfte und hatte ihn angewiesen, auf seine Rückkehr zu warten.

Das Marktgetriebe war in vollem Gange; trotz Kälte und Nebel waren viele Leute gekommen und alle zeigten die größte Lust zu kaufen und zu verkaufen.

Mehr als zwei Stunden vergingen, und der arme Giacomo wartete noch immer in der Kälte neben seinem Pferde stehend, das nicht minder litt als er selbst. Keiner kümmerte sich um ihn, oder höchstens um ihn auszulachen, wenn er hundert Lire für sein Pferd verlangte. Von Zeit zu Zeit sagte er sich: Geh nach Hause mit deinem Braunen! Es wird schon gehen, ein Ausweg wird sich finden. Aber welcher Ausweg, welcher? — Ihm fielen die Schulden ein, der Hunger, die Erschöpfung der ganzen Familie — da gab es keine Auswege mehr!

Er war ordentlich froh, daß Balbassar endlich zurückkam. — — — (Schluß folgt.)

### Allerlei.

**Männer und Frauen im Sprichwort.** Ein Mann von Stroh wiegt mehr als eine Frau von Gold (französisch). — Eine Mähe ist mehr werth, als hundert Hauben (italienisch). — Die Gunst der Frau macht den Kubbirten zum Ritter (gascognisch). — Liebe und Mochus verrathen sich bald (persisch). — Liebe sieht man so leicht, wie Löcher in den Strümpfen (venetianisch). — Zum Lieben und zur Thorheiten ist der Mann nie zu alt (finnisch). — Der Verliebte braucht keine Brille denn er ist blind (türkisch). — Der Mann ist das Feuer, die Frau das Berg und der Teufel bläst hinein (toskanisch). — Verliebte glauben stets, daß anderen die Augen ausgestochen sind (spanisch). — Liebende haben eine Glocke an den Augen hängen (dänisch). — „Aber Mädchen, er ist ja blind!“ — „Nun, desto besser!“ (venetianisch). — Heirathen macht irdenes Geschirr golden (baskisch). — Jede Hebe will ihren Pfahl (lombardisch). — Soll ich ihn nehmen? Rathet mir gut, aber rathet mir nicht ab! (plattdeutsch).

**Aus der Schule.** „Wie heißen die letzten Zähne, welche wir bekommen?“ fragte die Lehrerin in einer Mädchenschule. „Falsche Zähne“ lautete die prompte Antwort.

**Kajernenhofblüthe.** Unteroffizier: „Meier, Sie passen zum Soldaten, wie'n Igel zu einer Schlummerrolle.“

Verantw. Redakteur: Dr. Heinrich Rube. Rotationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzig, Nr. 87.